

Dr. Karl Wieland

Autor(en): Arnold von Salis-Haegler

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1895

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/44db4e2c-10ca-42d4-98bb-e119e5561080>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Dr. Karl Wieland.

Von Arnold von Salis.



Im Nachlaß des am 26. Februar 1894 dahingeshiedenen Dr. Karl Dietrich Wieland fand sich ein Blatt von seiner Hand, mit der Überschrift: „Autobiographie für das Basler Jahrbuch. Offenes Sendschreiben an die Herren Redaktoren.“ Das Schriftstück beginnt also: „Sie haben jeweilen mir so viel Freundlichkeit und Rücksicht in der Aufnahme meiner Arbeiten bewiesen, daß ich, ohne unbescheiden zu sein, annehmen darf, Sie werden irgend einen Freund ersuchen, einige Worte des Nachrufes mir zu widmen. Dem möchte ich begegnen dadurch, daß ich Ihnen meine Lebensschicksale selbst vorführe. Ich bin dann sicher, daß mir nicht aus Wohlmeintheit Lob gespendet wird, das ich nicht verdiene; denn wenn ich auf mein Leben zurückblicke, so finde ich wenig Lobenswerthes an mir und muß bekennen, daß ich gar manche Stunde verloren habe, die weder zur eigenen Ausbildung, noch zum Wohle meiner Mitmenschen verwendet worden ist. Item, ich kann es nicht mehr ändern; vielleicht würde ich nicht besser handeln, wenn ich wieder von vorn anfangen müßte. Selbst in dem Stücke, in welchem ich in Erfüllung meiner Pflichten vielleicht gewissenhafter gewesen bin, als in andern, in der Liebe zur Vaterstadt, muß ich

mich zahlloser Unterlassungssünden anklagen. Aber es bestimmt mich nicht nur der eitle Wunsch, von der Nachwelt nicht unrichtig beurteilt zu werden, zu diesen Aufzeichnungen; ich möchte versuchen, eine Schilderung der Zustände meiner Vaterstadt in den letzten Jahrzehnten zu entwerfen. Das Bild hievon dürfte vielleicht an Leben gewinnen, wenn in dasselbe mein eigenes Leben versflochten wird, das im allgemeinen sehr einfach und ruhig dahinsfloß. . . . Durch Neigung und durch meine Umgebung habe ich frühe mich mit öffentlichen Dingen zu beschäftigen begonnen und — ich kann nicht sagen mich bemüht ein festes eigenes Urtheil zu bilden, aber — wenigstens ein offenes Auge für die Begebenheiten gehabt.“

Leider war dem auch in dieser Hinsicht zu früh Verstorbenen nicht beschieden, sein Vorhaben auszuführen. Wir bedauern das tief; denn von seinem Geschick, das städtische und staatliche Leben überhaupt zu schildern, — wir erinnern hier beispielsweise an seinen Aufsatz im Basler Jahrbuch von 1890: „Einiges aus dem Leben zu Basel während des achtzehnten Jahrhunderts“, — und von seiner Befähigung insbesondre, die Zeitgeschichte zu verflechten mit der Einzelbiographie, wie in seinen prächtigen „Erinnerungen an Carl Felix Burckhardt und Gottlieb Bischoff“ im Jahrbuch 1888, wäre ohne Zweifel eine höchst wertvolle und charakteristische historische Leistung zu erwarten gewesen.

Dieselbe bleibt uns nun versagt. Ein Lebensbild des Verstorbenen in dem Sinne zu zeichnen, wie er selbst es beabsichtigt hatte, wird kaum ein anderer wagen. Zwar sind zahlreiche einzelne Aufzeichnungen desselben vorhanden und Tagebücher; aber die erstern sind so unzusammenhängend, und die letztern so ungleich in der Ausführung und so oft aussetzend, daß sich daraus keine Biographie Wielands konstruieren läßt, welche ein annähernder Ersatz wäre für das, was er uns bieten wollte.

Zimmerhin hatte er selbst den Eindruck, im Basler Jahrbuch

werde seiner müssen gedacht werden. Und da dies nun nicht geschehen kann in der Weise, welche er vorgezogen hätte, so verstoßen wir gewiß nicht gegen seinen Willen, wenn wir dennoch eine, allerdings mangelhafte, Lebensskizze des Verewigten überhaupt zu zeichnen versuchen, mit möglichster Berücksichtigung seiner eigenen Aufzeichnungen. Freilich werden wir uns oft versagen müssen, dieselben in ihrem ganzen Umfang wörtlich wiederzugeben, um ein gar zu ungleichmäßiges, zufälliges und darum ungerechtfertigtes Hervortreten einzelner Episoden seines Lebens zu vermeiden. Soweit es aber angeht, lassen wir doch gerne ihn selbst reden, weil seinen Freunden seine eigenen Worte, der unzweifelhaft echte Ausdruck seiner Anschauungen und Urteile, von besonderem Werte sein müssen, und weil man aus seinem eigenen Munde manches gerne vernimmt, als köstliches Zeugnis seiner Gewissenhaftigkeit, seiner Bescheidenheit und seines lebenswürdigen Humors, was man als Äußerung über ihn einem andern vielleicht nicht so freundlich deuten würde.

Geboren am 11. Oktober 1830, als fünfter Knabe von August Heinrich Wieland, dem Buchhändler, und Frau Barbara geb. Landerer, hatte ich das Unglück, — schreibt er selbst — meinen Vater schon in frühesten Jugend zu verlieren: er fiel, in treuer Pflichterfüllung, im Kampfe vom 3. August 1833 in der Hard, als Kommandant der baslerischen Artillerie. Nun lag die schwere Aufgabe, die Erziehung von uns sieben Kindern zu leiten und das väterliche Geschäft, die Schweighauser'sche Buchhandlung, (im Haus „Zum Korb“) fortzuführen, der Mutter ob. Sie wurde hiebei durch unsern unvergeßlichen Oheim, Herrn Karl Wieland-Rottmann, unterstützt, der mit aufopfernder Hingebung sich der verwaisenen Bruderskinder annahm. Im gleichen Alter mit dem einzigen Sohne desselben stehend, genoß ich von Onkel und Tante ungemein viel Gutes und Liebes in ihrem schönen Hause zu St. Elisabethen. Unvergeßlich sind mir die Winterabendstunden, während welcher

die geistvolle Frau uns Märchen und Geschichten, namentlich aus den deutschen Befreiungskriegen, erzählte. Ihre Hauptstütze fand aber die Mutter in ihrem innigen Vertrauen auf Gott; all das viele Schwere und Herbe, das ihr im Laufe der Jahre zu tragen auferlegt wurde, vermochte sie unter seinem väterlichen Beistande zu dulden und zu ertragen. Als kränklicher Knabe, der vielfach das Haus hüten mußte, schloß ich mich innig an die Mutter an, deren tiefes Gemüt bis in die vorgerückteren Jahre auf mich einen beseligenden Einfluß ausübte.

Die Pietät gegenüber der Mutter war ein hervorragender Charakterzug aller ihrer Söhne, und so auch Karl Wielands. Es ist geradezu rührend, zu beobachten, wie oft in den Tagebuchblättern desselben die Erinnerung an ihre Treue und Aufopferung laut wird in Worten dankbarer Anerkennung, in Wünschen, ihr die empfangene Liebe vergelten zu können, ihr Ehre zu machen, in heißen Gebeten für sie. Unverkennbar ist sie durch ihre geistige Gegenwart dem Sohn ein Schutzengel in den Versuchungen der Jugendzeit; ihr verdankt er, größtenteils schon als Anlage, den religiösen Sinn und den sittlichen Ernst, welche ihm stetsfort eigen gewesen sind. Und als sie längst nicht mehr unter den Lebenden weilte, da blieb dem Sohne doch was sie gethan und was sie gelitten unvergeßlich gegenwärtig. Am 31. März 1875 noch schreibt er in sein Tagebuch: „Pfarrer Euch. Ründig ist gestorben, ein Mann, der viel Gutes gewirkt hat, namentlich auch in unsrer Familie. Es mag für ihn ein schwerer Gang gewesen sein, als er am 3. August 1833 der lieben Mama den Tod von Papa anzeigen mußte. Gott lohne ihn hiefür!“ — Und in seinen Aufzeichnungen findet sich, bei einer Besprechung der Biographie von Landammann Heer, die schöne Stelle: „Auch hier zeigt sich wieder, wie unendlich viel wir unseren Müttern schulden, die in treuer Liebe uns vor allem Schlechten zu bewahren suchen; die, viel feinsüßlicher als die

Männer, genau wissen und verstehen, welche tiefen, zerrüttenden Folgen ein Sichgehenlassen nach sich zieht.“ — In einer Tagebuchnotiz redet er seinen Sohn an: „Wenn immer dir diese Zeilen zu Gesicht kommen, so vergiß nicht, daß ein Wieland nicht vermag, seiner Mutter Herzeleid zu bereiten!“

Als schwächlicher Knabe hatte ich Mühe, dem Unterricht im Gymnasium zu folgen. Ich danke Herrn Rektor Rud. Burckhardt sel. bis zur heutigen Stunde, daß er mich mitzureißen wußte.

Im Jahr 1849 bezog ich als studiosus juris die hiesige Universität, wo ich das Glück hatte, an den Professoren Schnell, Windscheid und Andreas Heusler, Vater, treffliche und anregende Lehrer zu finden.

Wieland war damals auch Mitglied des „Rösingervereins“; und noch in späten Jahren schrieb er, auf jene Zeit zurückblickend: „Ich kann mir kein fröhlicheres, harmloseres und die Anknüpfung inniger Freundschaftsbände fördernderes Leben denken, als das, welches wir geführt haben. Dazu trug nicht wenig bei der prächtige „Stoff“, mit welchem im „Fuchsloche“ der Papa Eckstein die jugendlichen Kehlen erfrischte, und dann der Labetrunk, welcher uns auf den Spaziergängen in Gundoldingen beim fideleu „Kron“ erquickte. Das „Fuchsloch“ war ein Gelaß ebener Erde im „Cardinal“; schwere eiserne Gitter verwahrten das einzige Fenster gegen die Straße. Schmucklos und kahl waren die Wände. Man hatte damals nicht notwendig, durch die Umgebung sich in eine lauschige Stimmung versetzen zu lassen; waren einmal die Beine unter dem Tisch, die Pfeifen in Brand, so gab sich das andre von selbst. Heutzutage würde der geringste „Knotenverein“ sich für ein solches Vereinslokal bedanken; dazumal thronten wir, „zur Herrlichkeit geboren,“ als „Herren der Erde“ darin und faßten unserer Ansicht nach weltbewegende und das Vaterland rettende Beschlüsse daselbst. War der erste Akt, in welchem meist die Zukunft des, damals

schwere Krisen bestehenden Gesamtvereins besprochen und verhandelt wurde, zu Ende, und hatte der Präses das erlösende Wort, daß zum zweiten Akt geschritten werde, gesprochen, so glätteten sich die Mienen der noch kurz vorher so sorgenvoll, oft trübe in die Zukunft schauenden Zosinger, und das jugendliche Blut gewann die Oberleitung. Gerade das, daß mitten in das lustige, tosende Studentenleben ernste Fragen an uns herangetreten sind, daß wir uns über den Bestand und über die Existenzberechtigung unsres Vereins gegenüber Anfechtungen von links und von rechts haben Klarheit verschaffen, darnach ringen müssen, das ist mit unauslöschlichen Zügen in mein Gemüt eingegraben.

Im Herbst 1850 sodann begab ich mich nach Göttingen, und später noch für ein Jahr nach Berlin, wo namentlich Professor Keller großen Einfluß auf mich ausübte. In seinem damaligen Tagebuch sagt Wieland hierüber: Erst durch seine Vorlesungen (besonders über die Pandekten) ist es mir eigentlich klar geworden, was Rechtswissenschaft sei, und in welcher Verbindung sie mit dem Leben stehe. Er hat mir gezeigt, daß Rechtsätze nicht trockene Konsequenzen aus einem obersten Prinzip, und ebensovienig bloße Nützlichkeitsinstitutionen seien, die bald so, bald anders gegeben werden und ohne innern Zusammenhang zueinander stehen; daß sie vielmehr der Ausdruck eines tief innern Lebens in der Nation und deren Verkehr seien, entsprungen alle aus einer Quelle, der sittlichen Kraft des Volkes. Die Rechtswissenschaft aber soll hindringen bis an diese Quelle, den innern Zusammenhang der abgerissenen erscheinenden Rechtsätze aus dem täglichen Leben und den Sitten und Bedürfnissen erforschen, ergründen und auf deren Bildung und Umgestaltung einen bald schaffenden, bald modifizierenden Einfluß ausüben. Das höchste Ideal aber eines Rechtsgelehrten ist, selbstthätig in das Getriebe des Lebens einwirken zu können, in den Gerichtssälen, auf den Advokatenbänken, ohne aber den Zusammen-

hang seiner Wissenschaft aufzugeben. Er soll sich ebenso fern von jener geistlosen und geisttötenden Konsequenzmacherei halten, als von der nichtsagenden, vagen Billigkeit; er soll, fest am Gegebenen haltend, immer, wo es not thut, das ideale Element des Rechtslebens, die Rechtsidee, eintreten lassen, damit nicht der Geist durch den Buchstaben getötet werde.

Honegger berücksichtigte, nach Wielands Auffassung, zu ausschließlich norddeutsche Verhältnisse; an Stahls Rechtsphilosophie ärgerte ihn die Trennung von Zweckmäßigkeit und Recht. Neben den juristischen Kollegien hörte er bei Ritter über vergleichende Erdkunde, bei Dieterici über Nationalökonomie, bei Casper über „*Medicina forensis*,“ bei Ranke über die französische Revolution mit großem Genuß.

Zu seiner allgemeinen Ausbildung bot Berlin mit seinen Museen und Theatern ihm natürlich reiche Anregung, obwohl er sich selber die Fähigkeit absprach, ein „*anständiges Urtheil*“ über Gemälde abzugeben, und sich nur einen gewissen Instinkt für das Schöne zutraute, der ihn zuweilen auf das Richtige führe. Von entschiedenem Einfluß auf seine moralische Selbsterziehung war auch seine Lektüre, insbesondre von Baumgartners „*Schweizerspiegel*“ und Feuchterslebens „*Zur Diätetik der Seele*“, sowie von Dante, dessen göttliche Komödie sein Freund H. Landolt ihm geschenkt hatte. Er schreibt darüber: „Die Kraft der Rede, die Gedankenfülle, und die Weise, wie Dante einem jeden seinen Platz anweist, keinen schont, unparteiisch wie Minos, Große und Reiche in die Hölle verstößt, wenn sie es nach ihrem Lebenswandel verdienen, — das alles wirkte wunderbar auf mich. Ich träumte eine Zeitlang von nichts als den Teufeln Dantes. O, unsre Zeit bedürfte auch eines solchen Mannes, der, unbekümmert um rechts und links, um Beifall und Tadel, rücksichtslos den Menschen die Wahrheit sagen würde! Gar

mancher würde seiner Larve beraubt, welche ihn bis jetzt als einen braven und ehrlichen Mann erscheinen läßt.“

Mit großer Bescheidenheit spricht er jeweilen in seinen Selbstprüfungen und „Bekennnissen“ von seinen eigenen Schwächen und von dem günstigen erzieherischen Einfluß des Umgangs mit seinen Freunden. Besonders nahe standen ihm die Brüder Hans und Fritz Burckhardt, W. His, H. Landolt, Hieron. Best, Karl Burckhardt, W. Heß u. a. m. Vom ersteren sagt er: „Hans feßelte mich durch sein strenges, gediegenes Wesen, durch seinen festen sittlichen Gehalt, und dann wieder durch seine liebevolle Freundschaftlichkeit und sein teilnahmvolles Betragen.“ Und noch in seinen spätern Aufzeichnungen urtheilte er: Ich betrachte es als eine freundliche Fügung Gottes, daß ich während dieser wichtigen Jahre gute Freunde zur Seite hatte, deren sittlicher Halt einen wohlthätigen Einfluß auf mich ausübte.

Offenbar unterschätzte er sich selbst weit, wenn er meinte, er habe seinerseits den Freunden nichts geboten, als, neben herzlichster Theilnahme, eine gewisse Bonhomie, ein heiteres Schwätzen und eine willkommene Leichtigkeit des Umganges. Wer so redlich an seiner Selbsterziehung arbeitet, wie er, ein so wahrhaftiger und aufrichtiger Charakter, der besitzt, ohne es zu wissen, was viele anzieht.

Als Wieland von Berlin heimkehrte, konnte er bereits von sich sagen: „Wenn schon meine ganze Erziehung eine in politischen Dingen mehr konservative Richtung hervorgerufen, so ist dieselbe durch diese letzten Jahre zur entschiedenen Parteirichtung geworden. Freilich muß das Gebäude erst noch aufgeführt werden, dessen Grundsteine bis jetzt erst gelegt sind; aber diese scheinen mir fest und unerschütterlich. Ich mag nicht knabenhaft in die Zukunft stürzen, und habe keine Freude daran, alles in Trümmer gehen zu sehen, woran sich bis jetzt der Blick gefreut, und will nicht aus dem Schiffe springen,

bevor ich weiß, daß ich drüben festen Boden habe, um den Fuß aufzusetzen. Aber die Geschichte hat mich auch gelehrt, daß der Menscheng Geist sich nicht in Fesseln schlagen lasse, und daß Mittel, welche vor dreißig Jahren in Anwendung gebracht wurden, heute sehr wohl nicht mehr tauglich sein können. Ich habe aus ihr erfahren, daß eine immer fortschreitende Civilisation auch auf politischem Gebiete immer bedeutende größere Fortschritte mit sich führe, und daß, wenn dieselben nicht gleichmäßig stattfinden, wenn ihnen gewaltsame Hindernisse in den Weg gelegt werden, eine Zeit kommen wird und muß, wo der gehemmte Bach zum Waldstrome wird und auch jene zu vernichten droht. . . . Auf unsere Schweiz angewendet: Hier erblicke ich kein anderes Heil, als bloß in dem Aufgeben jener unseligen Parteispaltungen, die wie ein roter Faden sich seit den dreißiger Jahren durch unsere Geschichte ziehen und jedes Aufkeimen kräftiger Sprößlinge, wenn nicht ganz ersticken, so doch sie am schönen Wachstume hindern. Man stelle sich ganz, aus vollem Herzen auf den Boden der 48er Verfassung und verabscheue alle Reminiscenzen aus den 30er Jahren, und lasse jedem sein Recht zukommen, welches ihm gebührt. Treu und aufrichtig stelle man sich einander gegenüber und lasse Verdächtigungen und Verleumdungen, damit ein noblerer Geist einmal im Vaterlande einkehme. Parteien muß es geben, denn ohne diese erstirbt der politische Geist eines Volkes; es kommt aber nur darauf an, wie sie sich gebärden. Man lasse dieses „liberale“ Geschrei, denn dies sind Phrasen, und die Neuzeit will Thaten. Die neue Bundesverfassung ist in Kraft; es ist daher die Aufgabe aller Parteien, sie ungeschmälert allen zu gute kommen zu lassen und keine Gesetze zu geben, die einem Macchiavelli Ehre machen würden, um eine Minderheit auszuschließen von der Beteiligung an dem öffentlichen Leben. Sie mag, der föderalistischen Natur der Schweiz entgegen, ein wenig zu sehr nach der Einheit schmecken; das soll uns nicht abhalten, ihr treu

ergeben zu sein, und auf dem Verwaltungswege die Übelstände zu mindern!“

Ende 1852 bestand ich das juristische Examen. Einen kurzen Aufenthalt in Genf abgerechnet, blieb ich von nun an beständig in Basel, wo ich theils auf der Staatskanzlei, theils bei der Untersuchungsbehörde als Volontär Beschäftigung fand.

Über seinen kurzen, etwa dreimonatlichen Aufenthalt in Genf hat Wieland ausführlichere Tagebuchblätter hinterlassen. Danach hat er jene kurze Zeit zu seiner sprachlichen, juridischen und gesellschaftlichen Ausbildung gewissenhaft und fruchtbar benützt und sich selbst jeweilen ermahnt: *Carpe diem!* — Er besuchte fleißig die Sitzungen des Handelsgerichts, des korrekzionellen und des Strafgerichts, verkehrte häufig mit Genfern (es war eben die Zeit politischer Aufregung für und gegen James Fazy) im *Cercle National*, wie im *Cercle démocratique*; las mit Eifer französische Schriften, Monnard's „*Le droit et le devoir*“ u. a., war heimisch in den Salons von Mr. De Môle und M^{me} Gindroz, bei den Vortrag-Abenden der *Société des amis de l'instruction*, an denen besonders Bungenier sich hören ließ, erfreute sich an den Eskalade-Feiern, und versäumte auch nicht, allein und mit Freunden die herrliche Umgegend zu durchstreifen. Als charakteristisch auch für diese Seite seines Gemüthslebens, mögen folgende Zeilen hier stehen: „Das höchst trübe Wetter, welches über mich für einige Tage Zimmerarrest verhängte, hat mich einigemale höchst melancholisch und trüb gestimmt. Besser ging's, als die Bise wieder wehte und der Himmel sich aufhellte. Da sah ich denn einen herrlichen Sonnenuntergang mit Mont Blanc-Beleuchtung, und auf der ganzen Gegend lag jener weiche, beinahe Claude-Lorrain'sche Duft . . . Ach, sollten solche Momente nicht Ruhe predigen und der Seele jene gleichmäßigere Stimmung einhauchen, nach der sie so dürstet? — Diese Empfänglichkeit für Naturschönheiten versöhnt mich mit manchen meiner Eigenschaften;

sie zeigt mir, daß ich nicht ganz bar bin der Fähigkeit, höhere Eindrücke zu fassen.“

Er korrespondierte auch ernsthaft mit Basler Studienfreunden; und es ist durchaus bezeichnend für seine ganze künftige Anschauungsweise und politische Thätigkeit, was er am 13. Dezember 1852 niederschrieb: „Heute Morgen einen Brief von H. erhalten. Er tadelt meine historische Anschauungsweise der jetzigen politischen Zustände und glaubt, man könne den historischen Maßstab nicht anlegen. Quod non, mein Lieber! Die Geschichte gibt uns den Leitfaden in die Hand, die jetzigen Zustände erforschen zu können; die Geschichte, nicht die Antiquitätenkrämerei, sie ist das Seciermesser, die Sonde, womit wir den jetzigen Körper der menschlichen Gesellschaft prüfen. Ohne sie faseln wir.“

Zurückblickend auf den Ertrag der letzten Zeit, kann er sagen: . . . „Gott hat mir wohlgethan, ich fühle es: ich bin ruhiger, stärker und kann nun wieder eher dem Leben fest ins Antlitz schauen. Die oft knabenhafte Ungeduld, die mich in Basel gequält, hat einer etwas ruhigeren, beinahe männlichen Stimmung Platz gemacht. In dieser Beziehung hat mein Aufenthalt hier vollkommen seinen Zweck erreicht. . . . Drum vorwärts mit Gott!“

Ende 1855 bestund ich das Notariatsexamen, und nun konnte der schon längst zwischen meinem lieben Freunde Hans Burckhardt und mir besprochene Plan der Gründung eines Advokatur- und Notariats-Bureau ins Leben treten. Das Geschäft nahm einen erfreulichen Fortgang. Leider trat Burckhardt 1859 die Stelle eines Stadtschreibers an, so daß ich allein blieb bis 1883, wo Herr Dr. August Sulger sich bereit erklärte, mit mir eine Verbindung einzugehen. Ich bin ihm für die viele Unterstützung und Hilfe, die er mir, dem Älteren, zuteil werden ließ, überaus dankbar.

Die öffentlichen Geschäfte nahmen mich bald in Anspruch. Am 25. Januar 1857 wählte mich die Junta zu Rebleuten zu

einem Mitgliede des Großen Rates, dessen jüngstes Mitglied ich fast zwei Jahre lang war. Ich verdankte diese Wahl mehr einem Zufall, — vielleicht auch meinem guten Magen, — als meinen Verdiensten um die Vaterstadt. An diesem Tage war Dufour zur Inspektion der um Basel während der Grenzbesetzung aufgeworfenen Befestigungen hieher gekommen; das Offizierskorps hatte ihm eine Korpsvisite abgestattet. Nach einem heitern Frühstück bei Viktor Pfander war ich auf das Zunfthaus gegangen, wo eine Ergänzungswahl für den verstorbenen Dr. Birmannt stattfinden sollte. Ich dachte an nichts anderes, als daß Dr. Heimlicher, auch Zunftangehöriger, der durch seine Thätigkeit während der Cholerazeit sich in hohem Grade um die Stadt verdient gemacht hatte, würde gewählt werden. Aber Heimlicher hatte sich niemals an den Versammlungen der Zunftbrüder und an den Zunftessen beteiligt, während ich wenige Monate vorher an dem Essen zwei Reden gehalten und jedesmal den Zunftbecher bis auf die Nagelprobe geleert hatte. Das zog in der Wagschale. Bereits im ersten Wahlgange hatte ich eine große Anzahl Stimmen, und im zweiten und dritten hatte die Mehrheit sich auf mich geeinigt zu meiner allergrößten Verwunderung. Ich war überaus glücklich und erfreut, wenn gleich ich mir sagte, daß der Unwürdigere sei vorgezogen worden. Es wäre aber zu viel von einem ehrgeizigen jungen Menschen verlangt gewesen, daß diese Erwägung mich zum Verzicht auf meine Wahl hätte bestimmen sollen. Ich verhehlte mir übrigens nicht, daß bei der nächsten Erneuerungswahl, wo die Zahl der Wählbaren eine größere war als bei einer Ergänzungswahl, ohne Zweifel meine landesväterliche Thätigkeit rasch ein Ende nehmen werde. Aber meine Zunftbrüder blieben mir getreu. So lange die Zunftwahlen bestanden, wurde ich regelmäßig wiedergewählt; alle Versuche der Gegner, mich zu sprengen, scheiterten an der Anhänglichkeit derselben, die mich ungemein erfreute.

Von allen Ehrenstellen übrigens, die mir übertragen wurden, war mir diejenige des Zunftmeisters der E. Nebenleutenzunft die liebste. Ich wurde im Jahr 1866 zu dieser Stelle erwählt und blieb in derselben bis zur Reorganisation des Vormundchaftswesens 1881. Diese Stellung war damals, als die Vormundschaftspflege noch den Zünften oblag, unstreitig eine der schönsten, die in einem republikanischen Gemeinwesen einem Manne konnte übertragen werden. In Gemeinschaft mit Kollegen, deren sonstige Anschauungen vielleicht in vielen Beziehungen von den eigenen abwichen, für die Schirmverwandten nach bestem Wissen sorgen zu können, entsprach einem der Ideale, die in der Jugend mich beseelt hatten. Es hat mich schweren Kampf gekostet, mitzuwirken, den Zünften diese Aufgabe abzunehmen; aber ich hatte die volle Überzeugung, daß, wenn fernerhin die Geschäfte in bisheriger Weise würden erledigt werden, dies nur zum Nachtheil der Vormundschaftspflege gereichen würde.

Im Jahre 1868 (am 7. Januar) bin ich in den kleinen Rat gekommen, Rathsherr geworden. Ich weiß bis zur Stunde nicht, weshalb, und begreife nicht, daß ich die Wahl habe annehmen können. Es gehörte eine gute Portion jugendlichen Leichtsinnes dazu, um in meinen Verhältnissen eine so schwere Bürde auf sich zu nehmen. Manchmal hat Ehrgeiz mich getrieben; bei diesem Anlasse glaube ich mich von solchem freisprechen zu dürfen, wenngleich die Äußerung eines alten Bürgers: „Die Bürgerschaft würde es freuen, wenn Sie in den Rat eintreten wollten,“ nicht ganz ohne Einfluß auf meinen Entschluß mag gewesen sein. Aber weit mehr als Ehrgeiz, bestimmte mich die Aussicht, Erfahrungen sammeln zu können, volle Einsicht in den Gang der Verwaltung zu gewinnen, die mich von jeher am meisten angesprochen, und die meinem Charakter und Bildungsgrade fast mehr entsprach, als die strenge Justizpflege. Ich wollte auch dafür büßen, daß ich zehn Jahre vorher als junger, unerfahrener Mensch das Regierungssystem

hatte stürzen und durch ein anderes ersetzen wollen *). Aber bald mußte ich bemerken, daß ich mir zu viel aufgebürdet. In unserem Berufe (als Advokat und Notar) muß man persönlich in alle Détails eingreifen und kann nicht die Angestellten für sich handeln lassen. Da fehlte mir denn die Muße, die dem Räte zur Behandlung vorgelegten Geschäfte gehörig zu studieren, und nur mit höchster Anstrengung gelang es mir, wenigstens den Justizsachen einigermaßen die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Mich quält noch jetzt der Gedanke und das Bewußtsein, meine Aufgabe nicht in der Weise erfüllt zu haben, wie es meine Pflicht gewesen wäre. Aber auf die Länge ging diese zweispurige Arbeit nicht. Wie oft bin ich um 1 Uhr von der Sitzung nach Hause gekommen und bereits um halb 2 Uhr wieder auf dem Wege zum Bureau gewesen!

Nach vier Jahren bestimmten mich Gesundheitsrücksichten, diese Stelle wieder niederzulegen, die mir doch immerhin Gelegenheit verschafft hat, viel zu lernen, mancherlei Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln, die mir in meiner Praxis später doch auch zu gute gekommen sind, sowie bei der Einführung des Civilstandes und bei der Ausarbeitung eines Strafgesetzbuches für Baselstadt

*) Noch am 14. Januar 1885 schreibt Wieland in sein Tagebuch: Der Anblick des Budgets erinnerte mich an eine Episode meines Lebens. Als ich bei der Verfassungsrevision von 1858 eine Änderung des Regierungssystems und eine bloß sieben- oder neungliedrige Regierung vorschlug, antwortete mir Oberst Geigy und erklärte, er habe 1834 einen ähnlichen Antrag gestellt, bereue aber nicht, daß derselbe nicht sei angenommen worden, und heute, 1858, könnte er nicht mehr zu solchem stehen. Karl Sarasin bemerkte dann, er sei überzeugt, daß der jugendliche Vertreter der Rebleutenzunft in 20 Jahren ähnlich denken werde, wie Geigy jetzt. — Es hat aber 26 Jahre gebraucht, um mich zu belehren, daß für eine Stadtverwaltung die Einrichtungen die sich für größere Kantone eignen, nicht passen. Die Regierung ahmt nun die Mäuren einer solchen nach und entbehrt derjenigen ruhigen Bedächtigkeit, welche sich jede Stadtverwaltung zur obersten Regel machen sollte.

mich zu beteiligen. Außerdem hatte mich jene Zeit gezwungen, auf die Bummellei des Abendschoppens zu verzichten und rechtzeitig zu Frau und Kindern heimzukommen; was ich nicht bereue.

Hinfort beschränkte Wieland seine politische Thätigkeit auf seine stets Achtung gebietende Mitarbeit im Großen Rat, im Sinne eines besonnenen Fortschrittes, welcher allein seinem Naturell entsprach. Auch außerhalb des Ratsssaales wirkte er gerne mit zur Bildung und Kräftigung einer Mittelpartei. So bemühte er sich z. B. 1883 mit Eifer und Aufopferung, obgleich mit geringem Erfolg, um die Erhaltung des öffentlichen Organes derselben, der „Schweizer Grenzpost“.

Mit welchem Ernst und welcher Gewissenhaftigkeit er an den Beratungen der Behörde sich beteiligte, das wirkliche Wohl des Ganzen, das Gedeihen seiner geliebten Vaterstadt suchte, zeigen u. a. auch manche Blätter, auf denen er, was in Großratsitzungen gesprochen und beschlossen worden, resümiert und beurteilt mit offenem und unparteiischem Blick. Ihm, dem es immer nur um die Sache zu thun war, um Basels Wohl, und der es mit dem Nachdenken darüber so ernst nahm, war nichts so sehr in tiefster Seele zuwider, als Oberflächlichkeit, politisches Strebertum, Intrigue, und der Mangel an Pietät und liebevollem Verständnis für das historisch gewordene Basel, welchem seine leidenschaftliche Liebe gehörte. Schrieb er doch einst, als er wider seine Neigung eine Wahl annahm, in sein Tagebuch: „Zimmerhin will ich es versuchen, auch diesem Rufe gerecht zu werden; man soll dereinst auf meinen Grabstein schreiben können: Er war ein Basler, und nichts Baslerisches ist ihm fremd geblieben.“ Mit Betrübniß sah er die eingewanderten Elemente, welchen diese Liebe zu Basel durchaus abging, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zur dominierenden Mehrheit werden. Da konnte er denn bemerken: „Ich habe mich oft, als ich noch jünger war, über gewisse theils allgemein-geschichtliche, theils lokale Erschei-

nungen gewundert, wenn Leute, die früher rege an diesen oder jenen Bestrebungen teil genommen, plötzlich zurückgetreten sind, oder nur in verbissener Weise gehandelt haben. Jetzt begreife ich solche Handlungsweise. Wie manche trübe Stunde, wie manche zerknickte vollberechtigte Hoffnung muß dahin gehen, bis es dazu kommt, Ekel vor Dingen zu empfinden, die früher uns mit Begeisterung erfüllten! Es ist ein trübes und trauriges Erkennen gewisser geschichtlicher Vorfälle; denn es braucht eigene Erfahrung dazu.“ Aber wenn er gleich etwa in unmutiger Fronte die Verse aufs Papier warf:

Verträum' die Zeit, verlern' das Denken,
Veränd're nie dein Schafsgesicht!
Laß dich von jedem Ochsen lenken,
Und wenn er stößt, so murre nicht!

so schrieb er auch wohl, offenbar in der Absicht sittlicher Selbst-erziehung Stellen nieder, wie die: „Wyß bespricht ausführlich die Mittel und Wege, die zur Erlangung und Bewahrung inneren Friedens und Gleichmutes und zum Schutze gegen Versinken in Mutlosigkeit helfen können. Man soll sich nicht dem nagenden Kummer und anhaltender Betrübniß überlassen; über diese Stimmung soll man sich erheben, nicht über die betrübenden Vorstellungen hinwegsehen wollen, sondern andere Vorstellungen wecken, die entgegenwirken können: Religion, häusliches Zusammenleben, Thätigkeit für das Glück anderer. Wichtig ist ferner möglichste Mäßigung und Unterdrückung auch an sich verzeihlichen Grolls gegen die Urheber des eigenen widrigen Geschickes. Dazu hilft besonders die ruhige Betrachtung der näheren Verhältnisse und Beweggründe unserer Gegner. Am meisten Selbstüberwindung freilich ist nötig für das Verhalten gegen die heimlichen Feinde, die Verleumder. Kein wirksameres Mittel gegen die Krankheit der Träumerei und der un-

fruchtbaren Geisteseschwelgerei, als Thätigkeit, sich selbst zu irgend einer bestimmten Arbeit während einiger Stunden zu zwingen."

Wie weit aber Wieland, bei all seiner Liebe zur Vaterstadt, davon entfernt war, ein blinder laudator temporis acti zu sein, zeigt u. a. folgende Bemerkung, die er niederschrieb anlässlich einer Besprechung der Autobiographie von Ludwig Meyer von Knonau (1881): „Man hat es ihm sehr zum Vorwurf gemacht, daß er damals (1830 ff.) energisch Partei gegen Basel genommen. Mit Unrecht! Er konnte kein Herz und kein Verständniß haben für den verbohrtten Kampf um Handwerkervorrechte und engherzige Beurteilung der Bauersame. Wenn man nur etwas von diesen alten Vorurteilen sich hätte befreien können, so würde man sich gesagt haben, daß notwendigerweise eine Ausgleichung stattfinden werde; daß die Stadt nicht durch die Bauern werde können regiert werden. Gerade ein Blick auf die Verhältnisse der Landschaft hätte zeigen müssen, daß dieselbe das Zeug dazu nicht habe, eine Präponderanz auszuüben. Es war aber nicht die Geldaristokratie Basels allein, die maßgebend auftrat; sie hätte, ohne Unterstützung der Handwerker, die Bewegung nicht während voller drei Jahre in Fluß halten können; der frondierende Charakter der Basler hätte bald dazu geführt, diese Leitung abzuschütteln, die Anstrengungen der Regierung lahm zu legen. Aber sie fand sich getragen und vorwärtsgetrieben durch die Stimmung der Bürgerschaft; und es trifft sie der Vorwurf, daß sie derselben nicht entgegengetreten ist. Viel Unheil haben auch die Pfarrer angerichtet, mit ihrer alten Theorie von dem göttlichen Beruf der Obrigkeit, die mit den Tendenzen der Neuzeit im Widerspruche steht. Sie haben durch ihre Beistunden und Predigten die Aufregung in allen Schichten der Bevölkerung unterhalten, und wesentlich zur Verlängerung des Streites, zur Erbitterung desselben beigetragen. Wenn der Handwerker, der, um seine Privilegien nicht einzubüßen, gegen die Bauern wüthete,

zu hören bekam, er handle in Gottes Sinn, so mußte er in seinem eigennützigen Kampfe bestärkt werden.“

So fuhr denn Wieland fort, obgleich oft deprimiert, in ernstem Pflichtgefühl nach seiner gewissenhaften und selbständigen Weise als Großrat am politischen Leben der Vaterstadt sich zu beteiligen; vor allem aber, seinen übrigen mannigfachen Aufgaben zu genügen.

Er sagt: „Während einiger Jahre war ich Mitglied des Strafgerichtes, später auch des Waisengerichtes. Mehr aber, als die richterliche Thätigkeit, gewährte mir diejenige eines Anwaltes in Strassachen geistige Befriedigung, indem ich die geheimen Fäden zuerspähnen suchte, welche die Unglücklichen auf die Anklagebank geführt hatten.“

Die letztere Bemerkung ist durchaus charakteristisch für Wielands Auffassung seiner Aufgabe als Anwalt: weil er ein Herz hatte für die „Unglücklichen,“ so übernahm er jeweilen die Verteidigung solcher auch in jogen. „verzweifeltsten Fällen“; und sein Streben ging dann nicht dahin, durch rabbulistische Kunstgriffe in seinen Plaidoyers den Schuldigen als unschuldig hinzustellen, sondern durch psychologisches Verständnis des geschehenen Delictes die Milderungsgründe zu Gunsten des Schuldigen aufzufinden und in diesem Sinne auf das Gemüt des Richters einzuwirken. Seine Darlegung des That-sächlichen pflegte darum auch von vornherein dem Gerichtshofe Vertrauen einzusößten, galt als zuverlässig, und er besaß, nach dem Ausdruck eines Kollegen, das Ohr des Gerichtes. Dasselbe Herz für die Unglücklichen machte ihn zum beliebten, vielgesuchten uneigennützigen Berater von Witwen und andern alleinstehenden Leuten.

Als Notar hingegen konnte er, der mit seinem idealen Sinn und nobeln Charakter auch bei andern meinte die gleiche Noblesse voraussetzen zu sollen, etwa einmal zu eigenem Schaden Verstöße

begehen. Bei seinen Kollegen stand er in hohem Ansehen; er wurde von ihnen u. a. zum Präsidenten der Advokatenkammer ernannt, und hatte dieselbe z. B. zu vertreten in der traurigen Affäre des Mönchensteiner Eisenbahnunglücks a. 1891. Mit der neuesten Bundesgesetzgebung naturgemäß weniger vertraut, verschmähte er nicht, auch von jüngern zu lernen. Am Grabe von Civilgerichtspräsident Karl Miescher sprach er, am 18. Januar 1890, die schönen Worte: „Wir Anwälte legen Wert darauf, es hier aussprechen zu können, daß der Verstorbene uns jederzeit bei der Erfüllung unserer Pflichten als freundlicher, einsichtsvoller Berater, voll Verständnis für die Schwierigkeiten unserer Aufgaben, zur Seite gestanden ist. Und gern haben wir Rat bei ihm geholt. Denn bei dem reichen, wohl durchgearbeiteten Wissen, welches ihm zur Verfügung stand, verdanken wir ihm eigene wissenschaftliche Förderung, mannigfache Anregung. Dieser Verkehr aber zwischen Anwalt und Richter hat nur fördernd auf die Rechtsprechung wirken können. Wenn unser Rechtswesen sich allseitiger und ungeteilter Anerkennung erfreut, so verdanken wir dies wesentlich der Thatfache, daß an der Spitze unserer Gerichte je und je, von alters her bis in die Gegenwart, Männer gestanden, welche durch ihren Charakter und durch hervorragende wissenschaftliche Bildung Gewähr für gediegene Rechtsprechung geboten und hiedurch dasjenige Zutrauen sich errungen haben, das die Grundlage geordneten Rechtslebens bildet. Lassen Sie uns daher, um das Gedächtnis und das Andenken derjenigen zu ehren, welchen wir diese Zustände verdanken, lassen Sie uns dahin trachten, daß diese Traditionen gleich einem Heiligtume von einem Geschlechte dem andern übergeben werden; dann wird ihr Mühen und Ringen, ihr Arbeiten und Sorgen ein segenvolles gewesen sein!“

Große Freude bereitete mir meine Ernennung zum Vorsteher der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

(1881 IV. 22), wodurch mir Gelegenheit geboten wurde, einen Blick zu thun in die vielverzweigte Thätigkeit, die hier zum Wohle der Mitmenschen entfaltet wird.

Am 27. November 1888 schreibt Wieland: Man rät der Gemeinnützigen Gesellschaft, sie solle sich mehr mit den Aufgaben der „socialen Frage“ beschäftigen. Ich habe seit 40 Jahren diese Frage oft erörtern hören und habe manches darüber gelesen, doch nie eine mich ganz befriedigende Antwort über das Wesen dieser, von der jetzigen oder der zukünftigen Generation zu lösenden Aufgabe erhalten. Da bin ich zurückgekehrt zu Hsclin, und habe mir gesagt: es ist doch seine allgemeine Definition, seine ganz allgemeine Direktion das einzig Richtige: Alles zu fördern, was den einzelnen Menschen heben, sein Selbstgefühl stärken, sein Wohlbefinden vermehren, für Augenblicke der Noth ihm Zuflucht und Halt gewähren kann. Nicht in eine Schablone hat er unsre Gesellschaft eingezwängt; und daher hat sie sich frei entwickeln können. Wohl ist richtig, daß kein bestimmtes Programm gegeben wird; aber das ist gerade ein Vorzug; wohl ist richtig, daß es von Zufälligkeiten abhängt, ob und wann dieser oder jener einzelne Punkt ins Auge gefaßt wird, jenachdem eben ein Mitglied der Gesellschaft demselben näher tritt; der Systematiker mag ein gewisses Schwanken beklagen; aber dies ermöglicht, nach allen Richtungen zur Hebung des Volkslebens thätig zu sein: das zerbrochene Rohr aufzurichten; dem Menschen die Möglichkeit zu gewähren, sich wieder in der menschlichen Gesellschaft durch Thätigkeit emporzuraffen; das Leben des Einzelnen zu verschönern, ihm Gelegenheit zu verschaffen an Genüssen der Kunst sich zu heben, das materielle Wohl zu fördern, die intellektuellen Kräfte auszubilden. Wer nicht dem tollen Wahne huldigt, es könne alles gleich gemacht werden, wird zugeben müssen, daß Hsclin die richtige Direktion gegeben hat: Alles zu fördern, was gut ist.

Aus Wielands Feder floß denn auch die hübsche Monographie: „Dem Andenken Isaak Iselins; zur Feier der Enthüllung seines Denkmals am 18. September 1891 herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel.“

Den Traditionen unsrer Familie getreu, erfüllte ich meine Verpflichtungen als Milizoffizier mit großem Eifer. Gern wäre ich Stabsoffizier geworden; aber ein unglücklicher Fall vom Pferde machte mir ferneres Reiten unmöglich und damit das Avancement zu höheren Stellen. In der Folge lernte ich erkennen, daß mir dies viele Demütigungen erspart hat: mir fehlte die für einen höheren Truppenführer notwendige Ruhe und Gleichmäßigkeit des Charakters. Damals aber empfand ich mein Mißgeschick schwer und entschädigte mich durch die Beteiligung an der Instruktion des Kadettenkorps, welche mir viel Freude bereitete. Gerne erinnere ich mich der Stunden, während welcher ich mit gleichgesinnten Freunden mich derselben habe widmen können, namentlich der Ausmärsche, auf denen ich den Knaben an irgend einer schönen Stelle eine Episode der vaterländischen Geschichte vorzutragen pflegte.

Das Interesse aber an militärischen Fragen, das „Wieland'sche Blut“, konnte der Hauptmann a. D. nie verleugnen. Nicht nur las er mit Vorliebe kriegsgeschichtliche Werke und militärische Monographien, sondern er war selbst auf diesem Gebiete schriftstellerisch thätig. Im Offiziersverein, dessen eifriges Mitglied er war, erfreute er öfters die Zuhörer durch wohlvorbereitete Vorträge. In seinem handschriftlichen Nachlasse fanden sich auch viele Excerpte aus Büchern und kleinere eigene Einzelstudien über Kriegswissenschaftliches: Naturell der Nationen, Stärke einer Armee, Gebirgskrieg, Verteidigung u. dgl. m. Lange Jahre versah er den Dienst als Auditor im eidgenössischen Justizstabe, aus dem er erst im Jahr 1883 als Major seine Entlassung nahm. Unvergeßlich blieb er den Kameraden, welche während der Grenzbesetzung von

1870 durch seine Gemütlichkeit und seinen unverfälglichen Humor waren erquickt und erheitert worden; auch über peinliche Situationen hatte er etwa einmal durch seinen Witz aufs beste hinüber geholfen, drohende Verstimmung in helles Lachen verwandelnd.

Das Studium der vaterländischen Geschichte, — sagt Wieland weiterhin, — wenn von einem solchen bei der mir so knapp bemessenen Zeit gesprochen werden kann, bildete meine Erholung. Ich ruhte von der Tagesarbeit am besten aus, wenn ich abends mich mit der Lösung einer kleinen Aufgabe aus der vaterländischen Geschichte beschäftigen konnte; die Thätigkeit auch der Phantasie wurde hiedurch angeregt und in geordnete Bahnen gelenkt.

Daß seine Studien, über welche er selbst so bescheiden redet, recht achtungswürdige gewesen, wissen alle, welche ihn den Ertrag langwieriger und mühsamer Vorarbeiten und Quellenforschungen in klarer Anschaulichkeit und fesselnder Erzählung vortragen gehört, bald in der historischen Gesellschaft, bald vor gemischtem Publikum im Bernoullianum, — oder welche seine historischen Arbeiten im Neujahrsblatt und im Basler Jahrbuch gelesen. Die Geschichte und das Leben Basels im vorigen Jahrhundert und im Anfang des laufenden hat wohl kaum einer gründlicher erforscht und besser gekannt und dargestellt, als er.

Im Druck erschienen sind von seinen historischen Arbeiten:

- 1857. Briefe des Bürgermeisters Joh. Heinrich Wieland, J. U. D.
(in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, Bd. 6).
- 1861. Der Baslerische Schanzenprozeß. (Beilage der Basler Nachrichten Nr. 306.)
- 1870. Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während der Jahre 1798 und 1799. (Neujahrsblatt Nr. XLVIII.)
- 1871. Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während der Jahre 1798 und 1799. Zweiter Teil. (Neujahrsblatt Nr. XLIX.)

1878. Basel während der Vermittlungszeit 1803—1815. (Neujahrsblatt Nr. LVI.)
1879. Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleons I. 1803—1814. (Neujahrsblatt Nr. LVII.)
1882. Leonhard Thurneysen zum Thurm. (Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Band 11.)
1883. Über die Schweighauser in Basel. (Basler Jahrbuch.)
1886. Über das Baslerische Militärwesen in den letzten Jahrhunderten. (Basler Jahrbuch.)
1888. Erinnerungen an C. Felix Burckhardt und Gottlieb Bischoff. (Basler Jahrbuch.)
1889. Der Kleinhüninger Lachsfangstreit 1736. (Basl. Jahrb.)
1890. Einiges aus dem Leben zu Basel während des XVIII. Jahrhunderts. (Basler Jahrbuch.)
1891. Dem Andenken Isaak Iselin; zur Feier der Enthüllung seines Denkmals am 18. September 1891. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel.
1893. Ein Staatsprozeß aus den letzten Tagen der alten Eidgenossenschaft. (Basler Jahrbuch.)
-

Über Wielands Familienleben dürfen wir, aus Rücksicht auf seine nächsten Angehörigen, nicht viel mehr sagen, als was diese selbst z. B. in seinen „Personalien“ mitgeteilt haben. Wie er, als er solche seiner Gattin in die Feder diktierte, es bewenden ließ bei dem Satze: „Mein Familienleben war ein überaus glückliches“; weil er fühlen mußte, daß sie doch unmöglich ihr eigenes Lob schreiben könne; so leitet uns die Empfindung, daß es seiner Familie widerstreben mußte, was ihr ein persönliches Heiligtum ist, der Öffentlichkeit preisgegeben zu sehen.

Im Jahr 1858 (XII. 21.) hatte er sich verehelicht mit Katharina Dietzsch, der ältesten Tochter des Herrn Dietzsch-Nichtenhahn. Mit Liebe und Wohlwollen in dieser Familie aufgenommen, freute er, der immer die Vorsorge eines Vaters schwer vermißt hatte, sich an dem freundlichen Entgegenkommen seines Schwiegervaters, dem er auch mit Dankbarkeit die Liebe eines Sohnes bewahrte. Aus seiner Ehe erblickten ihm vier Töchter und ein Sohn. Drei der ersteren sah er zu seiner Freude ihren eigenen Hausstand gründen; die zweite freilich auch, zu seinem tiefen Leid, frühe dahinsterven, mit Hinterlassung eines Töchterleins; den einzigen Sohn dem Rechtsstudium sich widmen.

In diesem Familientreise lebte er als glücklicher Gatte, Vater und Großvater. Im Charakter seiner Gattin fand er eben was geeignet war, um auf sein Temperament günstig einzuwirken, im Sinne ruhigerer Gleichmäßigkeit. Und da er auch einem liebevollen Verständniß für seine mannigfachen Aufgaben begegnete, so war ihm nirgends wohlter, als daheim. Seine Vergnügen, seine Freuden, seine Erholungen beschränkten sich sozusagen vollständig auf seine Familie; er widmete sich ganz derselben. Abend für Abend fand ihn im Kreise der Seinen; nach traulichem, anregendem Gespräch mit ihnen vertiefte er sich dann noch gerne in seine geschichtlichen Studien. Er selbst freilich, bei seinem hohen Pflichtgefühl, machte sich oft Vorwürfe darüber, daß er seiner Familie nicht sei, was er ihr sein sollte und möchte; daß er zu wenig mit seinen Kindern sich beschäftigen und in die Eigenart eines jeden eingehen könne, bei dem täglichen Gedränge der Geschäfte. Um so willkommener waren ihm die jährlichen Sommerferien, die er gerne in einem ruhigen Winkel unsres schönen Vaterlandes mit den Seinen zubachte, womöglich gemeinsam mit seinen noch lebenden Geschwistern; denn auch mit diesen verband ihn stets aufs innigste ein stark ausgeprägter Familiensinn, eine treue gegenseitige Theilnahme in Freud und Leid,

welch letztere er auch seinen Neffen und Nichten, den Kindern verstorbenen Geschwister, in herzlicher Fürsorge zuwandte.

Da schrieb er denn etwa: „Ich war gerne auf diesem freundlichen, grünen Erdenfleck; und was mir den Aufenthalt so angenehm machte, war, daß ich meine Familie stets um mich haben, mich mit den Kindern beschäftigen, an den Spielen der Kleinen mich belustigen, sie beobachten konnte. . . . Ich habe oft das Gefühl, ich sollte sie durch Gespräche mehr an mich ziehen, mehr auf einen gegenseitigen Meinungsaustausch einwirken können, sie hätten zu wenig von mir, ich stünde ihnen zu fern, zu fremd. Nun, den Trost glaube ich haben zu dürfen, daß die Kinder dereinst sagen werden, es sei ihr Vater gerne bei ihnen gewesen. Und dies ist schon etwas, das auf ihren Charakter gut einwirken dürfte. Das Zwingende, Bindende eines festen Familienlebens ist für die fernere Ausbildung der Charaktere von ganz bedeutender Wichtigkeit.“

In den Ferien, wenn er, fern von Sorgen und Arbeit, in Gottes freier Natur ausruhen durfte von den vergangenen Anstrengungen, da kamen dann auch sein tiefes Gemüt und sein goldener Humor zur Geltung. Und wem es vergönnt war, in solchen Wochen seine Gesellschaft zu genießen, der wird jene Tage zu den schönen seines Lebens zählen.

Dem Charakterbilde Wielands würde aber etwas durchaus Wesentliches fehlen, wonicht geradezu das Allerschönste und Beste, das Ehrwürdigste und Liebenswürdigste an ihm, wenn wir nicht auch des religiös-sittlichen Grundzugs seines Wesens noch gedächten. Derselbe mochte vielleicht manchen verborgen bleiben; denn seine Frömmigkeit trug er nicht zur Schau; sie sprudelte nicht von seinen Lippen, jedem vernehmbar; aber wer aus der Lebensführung deren Motive herauszufühlen verstand, und wem bei seinen Lebzeiten vergönnt war, oder nun noch durch einen Blick in seine Tagebücher vergönnt ist, den innersten Regungen und Bewegungen seiner Seele

zu laufen, der wird sich auch überzeugen, daß eine tiefe Religiosität recht eigentlich der Pulsschlag seines Lebens gewesen ist, und zwar von seiner Jugend an bis in seine letzten Erdentage.

Seine Tagebuchnotizen umspannen diesen ganzen Zeitraum. Sie sind von Anfang an weniger Aufzeichnungen äußerer Erlebnisse, als vielmehr ernsthafte Selbstprüfungen; und so oft er dieselben nach zeitweisen Unterbrechungen wieder aufnimmt, geschieht es eben aus dem Bedürfnis, seinen moralischen Zustand zu messen, sich Rechenschaft darüber zu geben und dadurch in klarer, zielbewußter Arbeit an sich selber sich zu fördern. Er geht dabei mit sich selber streng ins Gericht; er ist unglücklich, wenn er entdeckt, daß er trotz seiner guten Vorsätze nicht besser geworden, sondern in die alten Fehler zurückgefallen sei. Aber er gibt nun nicht etwa, ermüdet, diese scheinbar vergebliche Arbeit an sich selbst auf, sondern setzt sie fort bis ins Alter. Und das ist eben nur möglich, weil er aufrichtig an den lebendigen Gott, an sein heiliges Gebot, an sein Gericht, an die eigene Verantwortlichkeit vor ihm glaubt; darum kann er nicht aufhören zu laufen nach dem vorgesteckten Ziele; es ließe ihm keine Ruhe, wenn er's nicht mehr thäte, wenn er abließe davon, weil's erfolglos sei. Und weil er an Gott glaubt, hofft er auch auf einen Segen und Gewinn von der scheinbar fruchtlosen Arbeit und thut sie eben weiter. Schon als Student bekennet er: „Ich fühle sehr wohl, ich wollte ohne Gott, ohne seine Beihilfe den Kampf bestehen; allein er zeigt mir, daß ich zu schwach dazu sei, daß nicht ich, nicht meine Moralität ohne Religion, nicht mein kategorischer Imperativ, sondern Er allein mir beistehen könne, an ihn allein ich mich wenden müsse.“

Kein irgend bemerkenswerter äußerer Abschnitt in seinem Leben, kein Semesterjluß, keine Beendigung eines Aufenthaltes an fremdem Ort, jedenfalls kein Geburtstag, kein Jahreswechsel, ohne daß er einen prüfenden Blick thäte einwärts und einen betenden

aufwärts: „Das neue Jahr! Heran, ihr Sorgen zentnerschwer! — und sie drängen sich auf und umwirbeln den Kopf mit frühester Morgenstunde. Gebe Gott, daß ich mir die Kraft erhalte oder erwerbe, denn sie fehlt mir noch, den Sorgen frisch und fest ins Angesicht zu schauen, sie anzupacken, nicht sie zu umgehen und ihnen feige auszuweichen! Dann kann ich meine Pflicht erfüllen, und mein ganzes Gebet läßt sich in die wenigen Worte zusammenfassen: „Herr, gib mir die Kraft, meine Pflicht zu erfüllen!“ oder: „Das Werk unserer Hände wollest du segnen, Herr!“ oder: „Den Anfang, Mitt’ und Ende, ach, Herr, zum Besten wende!“ — Was ihm Gutes zuteil wird und Freundliches widerfährt, er vergißt nicht, daß es Gottes Gabe ist, und dankt für seine Gesundheit, für das Gedeihen des Geschäftes, für die der Arbeitslast gewachsene Arbeitskraft, für seine häuslichen Freuden: „Wie viele Ursache habe ich, Gott für alle unaussprechliche Güte und Liebe zu danken, und wie wenig erkenne ich dies an!“ — Seinem Sohne schreibt er ins Album:

„Nicht nur, wenn das Herz dir wund,
Mußt du Gottes gedenken;
Nein, dich auch in frohster Stund
In sein’ Lieb versenken!
Gutes zu thun,
Mußt du nicht ruh’n;
Nicht nur Schlechtes lassen
Und von Grund aus hassen!“

In Zeiten der Besorgnis erinnert er sich selbst: „Gott hilft.“ Und wenn er sich rücksichtslos gedemütigt, schließt er etwa mit der Bitte: „Ich kann nur zu Gott flehen, daß er Mitleiden mit mir haben möge und seine Gnade nicht ganz mir entziehen.“

Erschüttert durch die Kunde vom Selbstmord eines hochgestellten Staatsmannes, schließt er seine Betrachtung darüber mit dem Gebet des Psalmisten: „Schaff’ in mir, Gott, ein reines

Herz und gib mir einen neuen, gewissen Geist!“ Mit ernster Freude hält er seine Erfahrung von der schönen Wirkung des Gebets fest, als er einmal infolge eines solchen ruhig und gefaßt bleiben konnte, wo ihm sein natürliches Temperament dies nicht ermöglicht hätte. — Und wie oft bespricht er in seinem Tagebuch am Sonntagabend die angehörte Predigt, den Hauptgedanken derselben sich wiederholend; giebt ein kurzes, freimütiges Urtheil darüber ab, oder wendet das Gehörte in heiligem Ernst auf sich selbst an!

Wieland war keine spekulative Natur. Er hatte weniger das Bedürfnis nach dogmatischer Belehrung, als nach ethischer Auffassung, Umwandlung und Vertiefung durch den Dienst der Kirche. Er klagte sich selbst etwa einmal der Denkkraftlosigkeit an und wünschte sich mehr philosophische Bildung. So bemerkt er in einer Besprechung der Biographie von Landammann Heer: „Auch ihn zog die Theologie anfänglich an, wie mich, nachdem ich Hagenbachs baslerische Reformationsgeschichte gelesen. Nur entsprang dieser Wunsch bei ihm aus der Neigung zu philosophischen Spekulationen und zur Erkenntnis der höhern Objecte, und gerade dies lag mir leider sehr ferne. Ich büße es bitter, daß ich mich durch meine Geistessträgheit habe hinreißen lassen, diesem Studium mit einem gewissen Hohn den Rücken zu drehen; denn ich fühle ganz wohl, daß ich der steten Denkfähigkeit entbehre, nur sprunghaft einen annähernd richtigen Gedanken hervorbringe und die richtige Anordnung nicht finde. Die geistige Gymnastik fehlt mir.“

Seiner Denkarbeit macht übrigens alle Ehre, was er z. B. nach der Lektüre von Fr. Vischers Roman „Auch Einer“ niederschrieb: „Interessant ist, wie diese Atheisten, zu welchen ich den „Auch Einer“ zählen muß, sich beständig mit dem lieben Gott herumbalgen müssen, möchte ich sagen. Sie bemühen sich, durch allerlei Sprünge sich auszureden, daß Gott existiere; sie suchen die Welt sich zurecht zu legen ohne ihn, kriegen dies nicht ganz zu-

wege, und bemühen sich immer und immer wieder, sich zu überzeugen, daß sie recht haben, und eine sittliche Weltordnung, eben „den obern Stock“, zu organisieren ohne Gott. Mir beweisen gerade diese vielfachen und doch nicht durchschlagenden Bemühungen eines so hervorragenden Geistes wie Vischer, — (und daß er sie nicht für durchschlagend erachtet, das geht mir aus seinem beständigen Zurückkommen auf das Gesagte, aus dem verschiedenartigen Formulieren seiner Sätze hervor) — daß der Mensch eines Gottes bedarf, wie das Christentum ihn darstellt; und daß, wenn dies Bedürfnis vorhanden ist und allseitig, stillschweigend, widerwillig oder offen zugestanden wird, auch ein solcher existiert.“

Die Karl Wieland am 28. Februar 1894 zu Grabe geleiteten, sagten sich wohl alle: Es ist ein Mann von uns geschieden, der eine größere und schmerzlichere Lücke hinterläßt in unsrem Gemeinwesen, als nach seinen Thaten zu bemessen ist. Sein Name ist ja mit keinen bedeutenden geschichtlichen Ereignissen im Staatsleben verbunden; aber er war ein Charakter, wie sie uns nicht mehr oft begegnen: durch und durch lauter, allem Gemeinen und aller Intrigue fremd, frei von Strebertum, gewissenhaft und pflichttreu überall, zuverlässig, von reinsten Liebe zur Vaterstadt beseelt, selbständig in Urteil und Auftreten, klaren Geistes und reichen Gemütes.

Und als ihm schon am 3. April sein ihm engverbundener älterer Bruder, der ritterliche Oberstkörpskommandant Heinrich Wieland, im Tode nachfolgte, und damit der letzte Wieland dieser Generation ins Grab sank, da trauerten alle echten Basler ob dem Verlust dieser Männer, welche noch eine Rasse repräsentierten; und wir können nur wünschen, daß die junge Generation der Wieland in ihre Fußstapfen treten möge.

